

Klein, W. (2005). Söldner des Wissens. In R.M. Kiesow, R. Ogorek & S. Simitis (Eds.), *Summa: Dieter Simon zum 70. Geburtstag* (pp. 319-332). Frankfurt am Main: Klostermann.  
Wolfgang Klein

## **Söldner des Wissens**

"Von mir willst du den Weg erfahren?" "Ja", sagte ich, "da ich ihn selbst nicht finden kann." "Gibs auf, gib auf", sagte er und wandte sich mit einem großen Schwunge ab, so wie Leute, die mit ihrem Lachen allein sein wollen.

Kafka

### 1. Spiesen 1956

Als wir in der Schule den Sonnentau behandelt haben, diese so unheimliche Pflanze, da fragte ich, getrieben von der Wißbegierde, die am Anfang aller Wissenschaft steht, die Lehrerin, wo man denn im Saarland den Sonnentau finden kann. Vielleicht wußte sie es ja nicht, aber jedenfalls sagte sie daraufhin, das herauszufinden würde wohl ein ganzes Forscherleben dauern. Da ist mir zum ersten Mal eine Vorstellung davon erstanden, was man unter einem akademischen Langzeitvorhaben versteht: langwierig, langweilig, aber zum Schluß weiß man etwas Verlässliches. Aber auch dieses Wissen ist, wie alles, dem ständigen Anbränden der Zeit unterworfen: auf Dauer gibt es kein festes Wissen.

### 2. Sulzbach 1963

Noch heute, nach mehr als vierzig Jahren, sehe ich das Leuchten in den Augen unseres Griechischlehrers, als er uns erzählte, als wie verachtenswert es damals, bei den Griechen, unter den wahren Liebhabern der Wissens gegolten habe, ebendieses Wissen um Geld weiterzugeben. In der schlichten Denkweise des Unterprimaners habe ich da bei mir gedacht, daß ja dieser Lehrer ein vom Staat besoldeter Oberstudienrat ist, und so habe ich ihn denn gefragt, ob denn dieses Werturteil heute nicht mehr gälte. Nein, gab er da zur Antwort, heute gilt es nicht mehr. Es ist nicht mehr so, daß man seine Tage einfach der Mehrung des Wissens widmen kann, um es, vielleicht, mit jenen zu teilen, die sich gleichfalls darum bemühen.

Das ist wohl wahr. Die Zeiten sind vorüber, als es noch, wie in der Antike, genügend Sklaven gab, die für den Lebensunterhalt und das Alltägliche sorgten und dem Wißbegierigen die Freiheit schufen, der reinen Erkenntnis nachzustreben, das Göttliche in sich zu entfalten und so recht eigentlich Mensch zu werden. Wir Spätgeborenen hingegen müssen, sieht man von ein paar reichen Dilettanten ab, den Steuerzahler und seine gesetzlich gewählten Vertreter davon überzeugen, daß es richtig und wichtig ist, uns - je nachdem - nach A 13, A14 oder W3 zu besolden, damit wir forschen und lehren. Anders als die wahren Liebhaber der Weisheit sind wir käuflich, unsere Ware ist das Wissen, wir stellen es mühselig selber her oder übernehmen es

preiswert von andern, und wir geben es gegen Geld weiter. Wir sind Teil des Marktes; die Friseur und die kaufm. Angestellten, die Möbelpacker und die Verkäuferinnen bezahlen uns dafür, bestimmte Dinge zu tun, die zu tun wir und sie für richtig halten.

Aber ganz so möchte man es eigentlich nicht sehen. Die Selbstwahrnehmung der Lehrenden und Forschenden, gleich auf welcher Gehaltsstufe, hat gegen die offenkundigen Tatsachen sehr viel von der griechischen Einstellung bewahrt. Eigentlich **müssen** sie uns bezahlen, denn wir tun etwas Edles. Wir tun das, was den Menschen über das Tier hinaushebt - wir fördern die Erkenntnis, indem wir eine Stelle in einem Gedicht Arnaut Daniels auf neue Art interpretieren oder die Funktion des russischen Aspekts im Vergleich zum tschechischen Aspekt und zum litauischen Aspekt bestimmen oder ein neuentdecktes Papyrusfragment aus späthellenistischer Zeit edieren und mit erläuternden Hinweisen versehen. Dies mag von der Erkenntnis dessen, was die Welt im Innersten zusammenhält, noch sehr entfernt sein, eher Wagner als Faust, aber es sind eben unsere Scherflein, und die wahre Wissenschaft ist eben mehr Wagner als Faust.

So radikalaristokratisch möchte man es freilich wiederum auch nicht sehen. In der Tat bestehen, wenn man es genau betrachtet, zur Sichtweise der antiken Weisheitsuchersucher und Wissensmehrer drei vielleicht graduelle aber doch deutliche Unterschiede. Erstens möchten wir, und zwar ehrlich, Frau Mieger aus Schallodenbach und Herrn Schmidt aus Neuzelle nicht mit denselben Augen betrachten wie Plato und Aristoteles ihre Sklaven. Herr Schmidt und Frau Mieger sollen zwar für unseren Lebensunterhalt aufkommen, und wir sind ihnen auch nicht direkt dankbar dafür, daß sie es tun; im übrigen aber sind sie menschlich gleichwertig, jedenfalls wahlberechtigt. Zweitens haben wir durchaus die Vorstellung, etwas für die Allgemeinheit zu tun oder zumindest tun zu sollen und nicht nur für uns selbst: Universitäten und Akademien, sogar Max-Planck-Institute haben einen öffentlichen Auftrag. Und drittens sind wir der Meinung, daß ebendiese Allgemeinheit durch die Kraft des Arguments und nicht durch bare Gewalt davon überzeugt werden muß, uns zu alimentieren sei ein *bonum*. Es kommt also nur darauf an, geeignete Argumente zu finden, Argumente, die den Vielen und nicht zuletzt uns selbst einleuchten.

Mir scheint, es gibt drei solcher Gründe, die einander nicht ausschließen und über deren Gewicht man unterschiedlicher Meinung sein kann. Dies ist zum ersten die Neugier, die den Wissenschaftler und in der einen oder andern Form auch jeden andern Menschen plagt, zum zweiten der praktische Nutzen, den unsere Arbeit gelegentlich abwirft, und zum dritten die Vorstellung, daß letztlich irgendjemand doch Bescheid wissen muß.

Wir sind uns alle einig, daß die Neugier, oder ihre etwas edlere Spielart, die Wißbegierde, der wichtigste Beweggrund der wissenschaftlichen Arbeit ist. In Stunden der Selbstbesinnung und des moralischen Muts würde man vielleicht noch die Ruhmsucht nennen; aber auch dann würde man sie sicher nicht als Argument anführen wollen, sodaß sie hier außer Betracht bleiben kann. Der Neugier hingegen haftet selbst in ihren minder edlen Formen ein Abglanz des Faustischen ("Zu wissen was die Welt/Im Innersten zusammenhält") an, und sie als Hauptmotiv unseres Handelns zu betrachten, ist sicher nicht nur ehrlich, sondern auch moralisch vertretbar. Es wäre aber nicht glücklich, dies der Allgemeinheit gegenüber allzusehr herauszustellen. Wie soll Frau Mieger aus Schallodenbach einleuchtend gemacht werden, daß ihre schon allzuhohe Lohnsteuer dazu herhalten soll, die Neugier anderer Leute zu befriedigen, und möchten diese das zu tun für noch so edel halten? Wie soll das einem verantwortungsvollen Politiker vermittelt werden, der von Frau Mieger wiedergewählt werden möchte?

Das beste Argument scheint natürlich der mögliche praktische Nutzen. Daß die Wissenschaft dazu dienen soll, die Mühseligkeit des menschlichen Daseins zu erleichtern,

leuchtet fast jedem ein, außer vielleicht den Wissenschaftlern selbst. Deshalb wird diese Vorstellung ja auch gern als Argument beigezogen. Dennoch ist es nicht ratsam, die Überzeugungsarbeit allzusehr darauf abzustellen. Es besteht nämlich die Gefahr, daß jene, die so reden, bisweilen auch daran gemessen werden, wie ein Politiker an seinen Wahlversprechen, und je mehr der mögliche Nutzen unserer Arbeit in der Öffentlichkeit betont wird, desto größer wird diese Gefahr. Ein Tor, wer den praktischen Nutzen der Wissenschaft zu einer zugesicherten Eigenschaft nach §459 BGB macht. Ein wesentlicher Teil unserer Arbeit hat einfach keinen - jedenfalls wenn man unter 'praktischem Nutzen' das versteht, was jeder normale Mensch darunter versteht. Natürlich kann man den Vielen, und nicht zuletzt sich selbst, in dieser Sache etwas vormachen. So kann man sagen, daß der praktische Nutzen eben nicht immer so unmittelbar zu sehen ist, sondern nur auf die Dauer - was immer man unter Dauer verstehen mag. Dies ist ja auch richtig. So vieles, was uns heute ein so viel angenehmeres, längeres und sicheres Leben beschert als in den guten alten Zeiten, wäre nicht möglich gewesen ohne die zunächst zweckfreie Grundlagenforschung, ohne die erratische Wißbegierde und auch die eitle Ruhmsucht von Physikern, Chemikern, Biologen - von Leuten kurzum, die einfach nur einmal wissen wollten, wie das denn das alles so ist. Dieses Argumentation vom vermittelten, langfristigen Nutzen wird aber zusehends zur Nebelwerferei, wenn man sie auf Geistes- und Sozialwissenschaften ausdehnt. Das Studium der Vergangenheit beispielsweise lehrt uns viel über die Vergangenheit: aber daß es uns ernstlich dabei helfen könnte, die Zukunft besser zu gestalten, ist Sophisterei, ein Topos, den man gerne sagt und gerne hört. In Wirklichkeit hat die Geschichtsforschung, von seltenen Ausnahmen abgesehen, ebensowenig praktischen Nutzen wie eine Deutung der Symbolik von Faust II und wie nahezu alle geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung. Sie ist halt interessant, wenn auch vielleicht nicht für viele.

Was bleibt, ist der dritte der oben genannten Gründe - die Vorstellung, "daß es einer doch wissen müßte". Der Durchschnittsbürger wird sich in seiner platten Neugier eher für das Fortpflanzungsgebaren des monegassischen Fürstenhauses interessieren als für das der letzten Berggorillas, dem die Wißbegierde des ernsthaften Forschers und der ernsthaften Forscherin gilt, und er wird nicht auf Anhieb nachvollziehen können, weshalb man dafür seine Steuergelder ausgibt. Aber er lebt doch in dem Bewußtsein, daß es letztlich Leute geben muß, die im Zweifelsfall Auskunft darüber geben können, wie es denn mit den Berggorillas im Vergleich zu den Bonobos ist, falls diese Frage bei irgendeiner Gelegenheit einmal auftauchen sollte - sei es beim Stammtisch oder beim Fernsehquiz. Irgendwo sollte es Horte klaren Wissens geben, soweit es denn menschenmöglich ist, auch wenn man dieses Wissen nicht immer braucht. Dieses Bewußtsein ist allgemein. Es findet sich, so merkwürdig dies scheinen mag, selbst bei jenen, die der Wissenschaft höchst kritisch gegenüberstehen (die einzige Ausnahme sind wahrscheinlich die Wissenschaftler selbst, jedenfalls was ihr eigenes Fach angeht). Es ist, für unsereinen vielleicht zum Glück, meist unhinterfragt, es ist sehr fest, und es gilt für alle Fragen, von der banalsten bis zur seriösesten. Irgendjemand muß wissen, was der größte Binnensee ist und was der höchste Berg, irgendjemand muß wissen, wer wen wann in der Schlacht von Sempach geschlagen hat und ob die Emser Depesche wirklich für den Ausbruch des Kriegs '70 von Bedeutung war; irgendjemand muß wissen, weshalb es eine Rolle spielt, ob van Gogh die 'Sonnenblumen' gemalt hat oder ein anderer Mensch, der genauso malt; irgendjemand muß erklären können, weshalb es nachts dunkel wird, obwohl es doch so viele andere Sterne neben der Sonne gibt; irgendjemand muß wissen, wie das HIV-Virus übertragen wird und wie BSE, wie gefährlich Feinstaub wirklich ist, welche Präventivfunktion die Todesstrafe hat und ob so viele aus Lust am Töten an ihr festhalten, aus Rachsucht oder aus Gründen der

Generalprävention; irgendwo muß doch stehen, wieviele Sprachen es gibt und ob das Usbekische eine Turksprache ist, ob *müssen* manchmal *können* bedeuten kann und wieso manche Texte verständlicher sind als andere, von wem 'Nis Randers' stammt und ob dies ein bedeutendes Gedicht ist; irgendjemand muß verlässlich darüber Auskunft geben können, wer eigentlich Brechts 'Dreigroschenoper' geschrieben hat und weshalb 'Doktor Faustus' ein weitaus lesenswerteres Buch sein soll als 'Dr. Mabuse'; usw usw. Die dies wissen, sind die Wissenschaftler. So wenig vermittelbar sein mag, was sie im Einzelfall tun - letzten Endes produzieren sie etwas, ein Gut, eine Ware, deren grundsätzliche Verfügbarkeit ein jeder erwartet, auch wenn er sie nur manchmal braucht. Es ist diese einfältige Wißbegierde, aus der die Wissenschaft ihr Daseinsrecht bezieht - nicht weil ihre Befriedigung uns zu edleren Menschen macht, sondern weil ein jeder sie hat. Sie ist die demokratische Legitimation für die Söldner des Wissens.

Drei Züge sind für diese einfältige Wißbegierde kennzeichnend. Sie ist allgemein; das wurde schon gesagt. Zum zweiten ist sie konkret. Sie ist kein dumpfer Trieb, sondern sie will klare Antworten auf klare Fragen. Es ist nicht die Suche nach der letzten Wahrheit, nach dem endgültigen Verständnis der Dinge (was würde man denn dann tun?). Vielleicht gibt es auch Menschen, die von diesem Drang beseelt sind; aber persönlich kenne ich keinen, weder im Alltagsleben noch in der Wissenschaft; sie scheinen nur in der Literatur vorzukommen. Was aber jedem Menschen hin und wieder passiert, ist, daß man sich über etwas wundert, daß es zu einer Diskussion über etwas kommt, und da möchte man wissen, und wie es sich wirklich verhält, und zwar so gut und klar wie es eben geht. Und eben solche Antworten zu geben, dazu sind wir legitimiert, nicht für den faustischen Drang. Der wahre Wissenschaftler ist Wagner, nicht Faust.

Zum dritten sind die Fragen, die auf diese Weise auftauchen, ganz unabhängig von irgendeinem praktischen Nutzen. Die Antwort auf Fragen wie, weshalb die Dinosaurier ausgestorben sind, wann das Weltall entstanden ist und wo im Saarland der Sonnentau wächst, hat nicht den geringsten Nutzen, außer dem, die Wißbegierde zu befriedigen. Natürlich gibt es auch Fragen von großer praktischer Bedeutung; aber die demokratische Legitimation des Wissenschaftlers ist nicht darauf beschränkt. So denke ich, der bezahlte Wissenschaftler hat das Recht, auch Fragen nachzugehen, die zu beantworten keinen Nutzen hat. Aber seine Antwort muß klar und ehrlich sein. Sie ist akademisch im doppelten Sinne des Wortes: sie gibt den Stand des Erkenntnis nach bestem Wissen und Gewissen wieder, und ist ohne Anspruch auf irgendwelchen Nutzen.

### 3. Saarbrücken 1965

Als ich im Jahre 1965 mit dem Studium begonnen habe, da wurde die Immatrikulation noch feierlich begangen. Der Rektor Magnificus, es war der Philosoph Hermann Krings, führte uns Novizen beredt vor Augen, daß es an der Universität nicht nur darauf ankomme, sich möglichst viel Wissen anzueignen, insbesondere jenes Wissen, das man später für den Lebenserwerb benötigt, sondern auch darauf, zu einem wahrhaft Gebildeten zu werden – ein Argument, das ihm bald darauf ein Philosophiestudent im 36. Semester, der zwangsematrikuliert werden sollte, mit großer persuasiver Kraft um die Ohren gehauen hat. Die Festrede hat seinerzeit der Jurist Fritz Brecher gehalten. Festreden sind immer langweilig, diese war es auch, es ging um die Subsumtion des Falles unter die stets deutungsfähige Regel, so wie sie der Gesetzestext vorgibt, allem Anschein nach eine sehr schwierige aber auch wichtige Angelegenheit. Gegen Ende seiner

Ausführungen jedoch steigerte sich der Redner zu dem pathetischen, von einer majestätischen Aufwärtsgeste begleiteten Ausruf: 'Auf dem Humus tausend verbummelter Studenten wächst das Genie!' Das ist mir sehr im Gedächtnis geblieben.

Die Worte des Philosophen wie die des Juristen sind etwas unterschiedliche Ausbuchstabierungen dessen, was ein anderer, Jurist von Ausbildung, Sprachwissenschaftler der Berufung nach, führendes Mitglied der Preussischen Akademie der Wissenschaften, über die Aufgabe der höheren Bildungsanstalten geschrieben und in die Praxis umzusetzen versucht hat:

Da aber auch das geistige Wirken in der Menschheit nur als Zusammenwirken gedeiht, und zwar nicht bloss, damit Einer ersetze, was dem Anderen mangelt, sondern damit die gelingende Thätigkeit des Einen den Anderen begeistere und Allen die allgemeine, ursprüngliche, in den Einzelnen nur einzeln oder abgeleitet hervorstrahlende Kraft sichtbar werde, so muß die innere Organisation dieser Anstalten ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten.

So steht es in Wilhelm von Humboldts berühmter Denkschrift aus dem Jahre 1810, jener Denkschrift, mit der er die Reform der deutschen Universitäten einzuleiten gedachte. Ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken. Die Vorstellungen des großen Reformers wirken auf die meisten von uns nicht nur wegen der etwas altfränkischen Ausdrucksweise verschoben. Niemand könnte mit solchen Worten und einem solchen Ideal heute eine Reform der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Gang setzen. Aber es waren nun einmal diese Vorstellungen und ihre praktische Umsetzung, die eine vollkommen einzigartige Blüte der Universitäten und der Wissenschaft in Deutschland initiiert hat. Die Humboldtsche Universität ist ein Erfolgsmodell. Die Zeiten haben sich geändert, aber eines hat sich nicht geändert: nämlich daß die Leute, die an die akademische Laufbahn einschlagen, dies fast immer tun, weil sie an der Sache des Wissens interessiert sind. Es ist die Wißbegier, die sie antreibt, und wenn sie etwas zustandebringen, dann ist dies der Grund, nicht aber, daß man sie dafür bezahlt. Sicher, irgendwie muß man leben, und auch die, die nach Erkenntnis streben, hätten gern eine regelmäßige Gehaltserhöhung. Aber das durchschnittliche Berufungsalter liegt derzeit bei ungefähr 41 Jahren, und selbst dann wird man in manchen Bundesländern einstweilen 'auf Bewährung' eingestellt. Nur ein Narr würde diesen Weg gehen, weil er sich davon viel Geld und eine sichere Altersversorgung erhofft.

Drei Entwicklungen haben die Humboldtschen Ideen von der Wissenschaft und den ihr gewidmeten Einrichtungen weithin zerstört. Dies sind zum einen das Auseinanderbrechen der Disziplinen und, damit verbunden, die Unmöglichkeit, in einer gewissen Tiefe miteinander zu reden. Zweitens ist es das zunehmende Einwirken von außen, durch den Staat und zunehmend auch durch die Wirtschaft. Drittens ist es jene Entwicklung, die man als das Eindringen der kapitalistischen Denkweise ins akademische Leben bezeichnen könnte.

Ersteres ist offensichtlich und oft genug beklagt worden. Es hat teils wissenschaftsinterne Ursachen, deren wichtigste der eigentlich erfreuliche Umstand ist, daß unser Wissen so gewaltig zugenommen hat; mindestens ebenso sehr hat es aber externe Ursachen, in Deutschland beispielsweise die Verdopplung der Studentenzahlen seit Beginn der Achtzigerjahre. Beides hat fatale Folgen für das Humboldtsche Zusammenwirken von Forschenden und Lehrenden. Ich kenne ein Institut, in dem zwei Professoren für 1700 Studenten zuständig sind. Das ist ein Hohn auf die Idee einer Bildungsstätte, die der gemeinsamen Mehrung des Wissens und seiner

sinnvollen Weitergabe gewidmet sein soll. Um noch einmal Wilhelm von Humboldt und seine berühmte Denkschrift zu zitieren:

Das Verhältniss zwischen Lehrer und Schüler wird daher durchaus ein anderes als vorher. Der erstere ist nicht für die letzteren, Beide sind für die Wissenschaft da; sein Geschäft hängt mit an ihrer Gegenwart und würde, ohne sie, nicht gleich glücklich von statten gehen; er würde, wenn sie sich nicht von selbst um ihn versammelten, sie aufsuchen, um seinem Ziele näher zu kommen durch die Verbindung der geübten, aber eben darum auch leichter einseitigen und schon weniger lebhaften Kraft mit der schwächeren und noch parteiloser nach allen Richtungen muthig hinstrebenden.

Gegen die zweite Entwicklung, die zunehmende Einmischung von außen, hat sich Humboldt, selbst ein Staatsmann, nachdrücklich verwahrt:

Er [der Staat] muß sich eben immer bewusst bleiben, daß er nicht eigentlich dies bewirkt noch bewirken kann, ja, daß er vielmehr immer hinderlich ist, sobald er sich hineinmischt, daß die Sache an sich ohne ihn unendlich besser gehen würde [...].

Daß sich Wirtschaft und Kommerz in die Belange der Universitäten einmischen, hat Humboldt sich nicht vorstellen können. Aber diese Einmischung wäre ihm vielleicht gar nicht unangemessen erschienen, solange sie sich darauf beschränkt, die Bedingungen zu schaffen, in denen die Suche nach Wahrheit und Erkenntnis gedeihen kann. Denn darin hat er auch die Aufgabe des Staates gesehen. Vor kurzem habe ich gelesen, daß die Firma Microsoft mehr als sechs Milliarden im Jahr für 'Forschung' ausgibt. Das wäre ungefähr das Sechsfache des Etats der gesamten Max-Planck-Gesellschaft. Man fragt sich, wer die bessere Forschung macht, die Wirtschaft oder eine Einrichtung wie die Max-Planck-Gesellschaft, die sich bislang einer großen Freiheit erfreut, auch wenn diese nun sehr schnell abgebaut wird. Wenig ist kurioser als die Anmaßung, mit der sich Vertreter der Wirtschaft in die Wissenschaften einmischen.

Mit 'Eindringen der kapitalistischen Denkweise in die Wissenschaft' meine ich den Umstand, daß nicht mehr das Streben nach Erkenntnis maßgeblich ist, sondern sein nach außen hin sichtbarer Erfolg: einer muß der Sieger sein im Kampf um den Erkenntnisfortschritt, 'and the winner takes it all'. Es zählt nicht das gemeinsame Benühen, sondern es zählt, erster zu sein. Die Wissenschaft ist aber ein Mannschaftsspiel, in der Regel mit sehr viel mehr als elf Spielern. Es kommt nicht darauf an, wer das Tor schießt, sondern, daß es geschossen wird. Humboldt hat dies, bei aller Pathetik seiner Redeweise, bemerkenswert klar gesehen und gesagt. Und auch jener pathetische Jurist hat etwas klar gesehen: *Auf dem Humus tausend verbummelter Studenten wächst das Genie!* So verschroben dieses Bild sein mag, es läßt immerhin noch ansatzweise deutlich werden, daß die Universität letztlich nicht von den Genies lebt, sondern von den Scherflein der vielen. Wenn man dem Fortgang des Wissens wirklich beihelfen will, dann soll man nicht die Eliten fördern, sondern man muß den Durchschnitt heben.

#### 4. Heidelberg 1974

Damals war ich Dekan der Neuphilologischen Fakultät an der *Ruperto Carola*, und in dieser Rolle mußte ich mich an der Wahl des Rektors im Großen Senat beteiligen. Diesem erlauchten

Gremium war eine Wahlkommission vorgeschaltet, das nach geeigneten und gewillten Kandidaten Ausschau halten und diese dem Großen Senat in Form einer Liste präsentieren sollte. Über diese Liste hieß es in der Hochschulordnung: 'Sie muß mindestens zwei Namen umfassen.' Das versteht jeder, Jurist oder Nichtjurist.

Es waren dies politisch schwierige Zeiten in Heidelberg, und so waren denn alle, die dort um ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken bemüht waren, in eine linke, eine liberale und eine konservative Fraktion aufgespalten. Innerhalb der Professorenschaft freilich hatte sich das Bild zu einem liberalen und einem konservativen Flügel vereinfacht, wobei letzterer die überwältigen Mehrheit ausmachte. Diesem Flügel gehörte auch der amtierende Rektor an, und so war denn der Ausgang der Wahl nicht schwer vorauszusehen.

Dennoch war das Wahlgesehen eine überaus interessante Erfahrung, jedenfalls für den juristisch naiven Sprachwissenschaftler. Denn der Vorsitzende der Wahlkommission berichtete den versammelten Gelehrten, daß sich kein Gegenkandidat zum amtierenden Rektor gefunden habe und die Vorschlagsliste daher nur dessen Namen enthalte. *Einen* Name, nicht zwei. Der juristische Laie denkt da: Naja, da ist ein formales Erfordernis nicht erfüllt, aber schließlich kommt es ja auf den Sinn des Gesetzes an, nicht auf seinen Wortlaut. Sinn der Hochschulordnung ist es, die Wahl eines Rektor möglich zu machen, und zwar gemäß dem Willen der Mehrheit. Das erwies sich aber als eine sehr törichte Meinung, denn alsbald ergriff einer der anwesenden Professoren der Jurisprudenz - ein eminenter Vertreter des Faches, denn er war immerhin Dekan - das Wort und führte in geschliffener Rede aus, daß es in der Hochschulordnung zwar heiße 'Die Liste muß mindestens zwei Namen umfassen', aber daß das Wort *muß* eben nicht immer *muß* bedeuten muß, sondern auch *kann* bedeuten kann. Ich dachte mir damals, das kann ja nicht sein, das ist Literatur, wo habe ich das gelesen, ich muß mich irgendwie in einen Roman aus dem noch unveröffentlichten Nachlaß Franz Kafkas verirrt haben. Da aber erhob sich ein zweiter Professor der Rechtsgelehrtheit, nicht weniger bedeutend, zwar nicht Dekan, immerhin in den Großen Senat gewählt, und führte - ohne seinem Kollegen direkt widersprechen zu wollen - etwas anderes aus: Es sei nämlich denkbar, daß aufgrund äußerer Umstände überhaupt keine Liste zustande gekommen sei, daß aber trotzdem gewählt werden müsse und könne. Das war dem naiven Sprachwissenschaftler noch nachvollziehbar, vielleicht aufgrund einer laienhaften Vorstellung vom höheren Rechtsgut. Dann aber fuhr er fort und sagte, das Nichtvorhandensein einer Liste sei rechtlich gleichzusetzen mit einer Liste, die keinen Namen umfaßt, und wenn eine solche Liste mit null Namen zu einer gültigen Wahl führen könne, dann gälte dies *a fortiori* für eine Liste mit *einem* Namen. Gleichsam ein mathematisches Rasonnement, das hier ins Rechtsdenken eingeführt wird. Ich dachte heimlich bei mir, er würde wahrscheinlich auch sagen, wenn jemand unter bestimmten Bedingungen - z.B. im Freibad - mit null Schuhen wohlgekleidet ist, dann ist er *a fortiori* auch mit einem Schuh wohlgekleidet.

Dem Großen Senat haben diese Argumente eingeleuchtet, der Rektor wurde aufgrund der Liste ohne zwei Namen gewählt und amtierte vier Jahre unangefochten weiter. Mir hat diese Geschichte einen nachhaltigen Eindruck gemacht. Sie hat meine Vorstellung davon geprägt, wie die Rechtsgelehrten mit dem geschriebenen Wort umgehen - nicht mit dem Recht. Denn im Grunde teilte ich ihre Meinung - nicht daß dieser Rektor gewählt werden sollte, aber daß es richtig ist, den Rektor, den die Mehrheit offensichtlich will, unter den nun einmal gegebenen Bedingungen zu wählen. Hätten sie gesagt, daß der betreffende Satz aus der Hochschulordnung nicht gilt, oder daß er zwar gilt, aber durch ein anderes, höheres Rechtsprinzip überlagert wird, dann hätte ich das völlig plausibel gefunden. Es ist klar, daß jede Abbildung eines komplexen

Gegenstandes durch sprachliche Mittel immer nur eine partielle sein kann, auch wenn der Text, der dieser Abbildung dient, sehr lang ist. Wenn jemand gehalten ist, einen Sachverhalt, sagen wir einen Verkehrsunfall, zu beschreiben, dann wird er sinnvollerweise nur einen Teil der gesamten Information, über die er verfügt, in Worte kleiden, nämlich jenen, den er im gegebenen Redezusammenhang für relevant erachtet. Dies gilt bei abstrakten Gegenständen, wie den Regularien einer Wahl, nicht anders. Wenn man daher sagen würde, die Möglichkeit einer Liste mit nur einem Namen ist nicht bedacht worden, weil man sie für unwahrscheinlich gehalten hat, dann muß man nach dem Sinn des Ganzen gehen. Alles das ist für den denkenden Laien völlig nachvollziehbar: man muß das nicht ausdrücklich Gesagte aus dem eigentlich Abgebildeten nachtragen, nicht anders als man die Information, daß einer der am Verkehrsunfall Beteiligten eine rote Mütze getragen hat. Dies zu sagen, ist normalerweise keine Information, die man für relevant hält - sie mag es aber werden. So aber haben die beiden Juristen seinerzeit nicht argumentiert: sie haben vielmehr gesagt, daß der betreffende Satz in einer bestimmten Weise zu verstehen ist, daß also *muß* auch *kann* bedeuten kann, oder daß *mindestens zwei* auch durch *eins* erfüllt wird. Das aber ist für jeden, der Deutsch kann, offenkundig falsch. Meine Mutter hat mich gelehrt, daß *muß muß* bedeutet, und nicht *kann*, als Sprachwissenschaftler, der sich mit der Semantik der Modalverben befaßt, weiß ich auch, daß *muß muß* bedeutet und nicht *kann*, und wenn deshalb einer daherkommt und etwas anderes sagt, dann bebt die Erde unter den Füßen.

Weshalb sagen die Juristen darum so etwas? Die nächstliegende Antwort ist: Es sind halt Rechtsverdreher, die zwar sehr wohl wissen, was es bedeutet, es aber, gestützt auf ihre berufliche Autorität, vernebeln, um ihre Interessen durchzusetzen. Das trifft zweifellos in vielen Fällen zu. Aber diese Fälle sind eigentlich die weniger interessanten. Jene Kollegen waren nach meinem Dafürhalten in der Sache im Recht, so wenig ich ihre Interessen geteilt habe. Das Merkwürdige war nur der desolante, der lächerliche Versuch, die Sprache umzudeuten. Dies verstehe ich bis heute nicht.

## 5. Blankensee 2003

Es ist nicht einfach, die Bedeutung eines Wortes verlässlich und klar zu beschreiben - geschweige denn die eines Satzes oder gar eines Textes. Aber wir verstehen uns, jedenfalls in vielen Fällen, sonst wäre das Zusammenleben der Menschen nicht möglich (obwohl das Zusammenleben oft genug auch auf glücklichen Mißverständnissen beruht), und so muß es denn im Prinzip möglich sein, die Bedeutung von einfachen und zusammengesetzten Ausdrücken zu beschreiben. Dafür, daß dies so schwierig ist, gibt es eine ganze Reihe von Gründen. So haben wir kein gutes deskriptives Mittel, um Bedeutungen zu beschreiben - im Grunde ist jede Bedeutungsbeschreibung eine Art Paraphrase, in derselben oder in einer anderen Sprache. Grundsätzlicher noch ist das Problem, daß die Bedeutung eines Ausdrucks nicht gott- oder naturgegeben ist - sie ist eine Konvention innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft von Personen, die mit einer bestimmten Lautfolge - sagen wir /kan/ oder /mus/ - dieselben oder zumindest hinlänglich ähnliche Vorstellungen verbinden. Die Bedeutung eines Wortes ist deshalb das, was die Menschen, die es benutzen, darunter verstehen. Das wissenschaftlich zu beschreiben, ist wiederum schwierig, weil es nicht einheitlich ist: mit der Buchstabenfolge *Verband* verbinden sich ganz unterschiedliche Vorstellungen, je nachdem, in welchem Zusammenhang es verwendet wird. Es ist daher kein Wunder, wenn wissenschaftliche Vorhaben,

die den Wortschatz einer Sprache beschreiben wollen - beispielsweise das Grimmsche Wörterbuch - so unendlich lange dauern.

Die Schwierigkeiten wachsen, wenn man von der Bedeutung einzelner Wörter zur Bedeutung zusammengesetzter Ausdrücke übergeht - zur Bedeutung von einfachen Konstruktionen, von Sätzen, von ganzen Texten. Die Bedeutung eines Textes ist immer ein sehr komplexer, aus zahllosen Einzelinformationen zusammengesetzter Sachverhalt, der aber vom Text nur selektiv abgebildet wird. Bestimmte Elemente dessen, was abgebildet werden soll, werden überhaupt nicht explizit gemacht, sie müssen aus dem Zusammenhang ergänzt werden; dazu muß der, der den Text verstehen will, über ein reiches Kontextwissen verfügen, daß ihm diese zusätzlichen Informationen liefert. Auch diese kontextuelle Ergänzung des explizit Gesagten muß gewissen, in der Sprachgemeinschaft festgelegten Konventionen unterliegen. Sonst wäre jede Verständigung Glückssache (ist sie vielleicht auch), und wenn man nicht an den steten Eingriff einer höheren Hand, an eine prästabilisierte Harmonie glaubt, die uns alle glücklich führt, wäre kein soziales Leben möglich - jedenfalls nicht jene Form des sozialen Lebens, die wir als menschlich bezeichnen. Wir glauben aber nicht an eine prästabilisierte Harmonie, wir glauben daran, daß uns die Sprache die Verständigung und damit das Zusammenleben möglich macht, und deshalb **muß** sich die Sprache beschreiben lassen, deshalb **muß** sich mit wissenschaftlichen Mitteln angeben lassen, wie Sozialgemeinschaften Wörter, Sätze, Texte verstehen. Und warum soll dies nicht für Rechtstexte gelten?

Von 2001 bis 2004 bestand an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften eine Interdisziplinäre Arbeitsgruppe "Sprache des Rechts". Ihr waren bereits einige Untersuchungen zum selben Thema vorausgegangen. Das Ziel war nicht nur, wie bei Interdisziplinären Arbeitsgruppen allgemein, eine Reihe hervorragender Experten aus verschiedenen Disziplinen über ein Thema von gemeinsamem Interesse diskutieren zu lassen, sondern auch, die Verständlichkeit von Rechtstexten empirisch zu untersuchen. Wenn man klären will, wie verständlich bestimmte Texte sind, muß man klären, wie bestimmte Leser sie verstehen; in diesem Falle ging es beispielsweise darum, wie Juristen (fortgeschrittene Jurastudenten), Versicherungsvertreter und Laien, beispielsweise Hausfrauen, bestimmte Passagen aus einer Versicherungspolice verstehen. Es ist dies ein wissenschaftliche Frage, von der man annehmen würde, daß sie auch eine gewisse praktische Relevanz hat; über letzteres mag man freilich verschiedener Meinung sein. Zwar ist bei uns durch die EU-Richtlinie 93/13/EWG über mißbräuchliche Klauseln in Verbraucherverträgen seit langem klar vorgeschrieben, daß Verbraucherverträge verständlich sein müssen:

Art. 5 [Verständlichkeit] Sind alle dem Verbraucher in Verträgen unterbreiteten Klauseln oder einige dieser Klauseln schriftlich niedergelegt, so müssen sie stets klar und verständlich abgefaßt sein. Bei Zweifeln über die Bedeutung einer Klausel gilt die für den Verbraucher günstigste Auslegung. (...)

Wie diese Richtlinie und ihre nationalen Umsetzungen zu verstehen sind, ist freilich wiederum umstritten.

Das Projekt hat eine Reihe von Ergebnissen gezeitigt, über die an anderer Stelle ausführlich berichtet worden ist. Hier möchte ich auf etwas anderes eingehen, nämlich auf drei subjektiven Erfahrungen, die ich dabei gemacht habe. Die erste ist: es war außerordentlich interessant, und die Diskussion, an denen sich neben Juristen und Linguisten auch fallweise

andere Sozialwissenschaftler beteiligt haben, zählen zu den unterhaltsamsten, die ich in vielen Jahren erlebt habe.

Die zweite ist: es bleibt alles auf der Ebene des kultivierten, intellektuell anspruchsvollen Gesprächs. Sobald man in die konkrete Arbeit einsteigt, ist die allenthalben geforderte Interdisziplinarität des Teufels. Dies gilt nicht, wenn es nur um die Anwendung von Methoden geht; die Erforschung der menschlichen Frühgeschichte profitiert derzeit erheblich von Methoden der Genanalyse, um nur ein Beispiel für viele zu nennen. Konkrete interdisziplinäre Forschung wird aber dann schwierig, wenn die leitenden Interessen - die Forschungsfragen, derentwegen man sich überhaupt mit dem Thema befaßt - fundamental verschieden sind. Bei Juristen und Linguisten ist dies, so die Erfahrung, allem Anschein nach der Fall - und es dauert lange, bevor man es nur merkt, daß man, scheinbar im selben Zug sitzend, in verschiedene Richtungen fährt. Hier stellt sich nun der nagende Verdacht ein, daß dies bei allen interdisziplinären Veranstaltungen so ist: ein Gespräch auf hohem Niveau, das fundamentale Mißverständnisse kaschiert: *Understanding is an illusion created by language*, wie jemand einmal gesagt hat. Ich gebe nur ein Beispiel: In einer der vielen lebhaften Diskussionen bemerkte eine der beteiligten Juristen, Regine Ogorek einmal etwas drastisch: "Der Wortlaut stört oft nur". Gemeint ist: bei der Rechtsfindung, und gemeint war auch: man darf den Wortlaut nicht so ernst nehmen, wie ihr Linguisten das tut. Ich habe darüber lange nachgedacht. Als Linguist will man natürlich die Bedeutung von Wörtern und von zusammengesetzten Ausdrücken - bis hin zu ganzen Texten - beschreiben. Dazu muß man den Wortlaut ernst nehmen, dafür wird man ja staatlich besoldet. Für den Sprachwissenschaftler ist nun aber merkwürdig, daß die Juristen den Wortlaut so ernst nehmen - so ernst, daß sie nicht zögern, den Wörtern eine andere Bedeutung zuzuschreiben, als sie haben: und damit meine ich nicht komplizierte Termini, die der Laie definitionsgemäß nicht versteht, sondern alltägliche, wie *kann* und *muß* oder *Dauer* (*des Wehrdienstes*). Das Wort *Dauer* bedeutet Dauer, und daran sollte man nicht rütteln. Aber es leuchtet mir völlig ein, wenn jemand sagt "eigentlich ist dies nur als verkürzte Bezeichnung für Gesamtbelastung, die sich am klarsten, aber eben nicht nur in der Dauer niederschlägt". Warum um Himmels willen muß man die Sprache verbiegen wollen?

Die dritte subjektive Lehre knüpft sich an eine Bemerkung von Dieter Simon im Anschluß an einen eher trockenen Vortrag, in dem eine Reihe von "harten" Detailergebnissen berichtet wurde: "Das ist ja alles ganz langweilig". Da ist mir zum ersten Mal seit vielen Jahren, eigentlich seit dem Sonnentau im Saarland, deutlich geworden, daß ernsthafte Forschung fast immer ganz langweilig ist. Selten gibt es Spektakuläres zu berichten, und wenn die Medien irgendetwas aus der Wissenschaft aufgreifen, dann stellt es sich bei näherem Hinsehen fast immer als eine aufgebauschte Trivialität dar - "Sprachgen entdeckt", und was dergleichen mehr ist. Wir sind, aus welchen Gründen auch immer, geneigt, den Fortschritt der Erkenntnis mit Namen genialer Wissenschaftler zu verbinden; aber was Darwin gesagt hat, hat auch Wallace gesagt, und andere vor ihm. Und was Einstein gesagt hat, das hätten über kurz oder lang andere gesagt, haben es mehr oder minder gleichzeitig getan. Es ist nicht das Genie, es ist die mühselige Fußarbeit der vielen, die uns zu all jenem Wissen verholfen hat, das uns, die Wissenschaftler, gegenüber der Gesellschaft legitimiert, die uns trägt und nährt.